

(Nachdruck verboten.)

25]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Die Tür wurde von draußen verschlossen und der Schlüssel herausgezogen. Dann schlichen die beiden Rächer auf einem Umweg nach der Scheune hinauf. Carlsson fluchte und schwor:

„Wenn wir ihn nur erst heraus haben, dann wollen wir ihn schon kriegen!“

Zufällig stand das Hebezeug noch vom letzten Schlachten her da. Nachdem sie die Spiere heruntergenommen und Bloß und Seil gefunden hatten, schleppten sie die Geräte auf Umwegen hinter die Stuga, bis an den Giebel unter das Fenster des Pastors.

Rapp holte eine Leiter, scherte die Spiere und machte sie mit einer Kette am First fest. Darauf kroch er in die Kammer, während Carlsson unten mit einem Bootshaken stand, um abzustützen.

Nachdem Rapp in der Kammer eine Weile gearbeitet hatte, pustend und schnaubend, sah Carlsson ihn den Kopf herausstecken und hörte ihn leise den Befehl geben:

„Golen!“

Carlsson holte, und bald erschien ein schwarzer Körper draußen auf dem Fensterbrett.

„Hol steif!“ befahl Rapp.

Carlsson holte an. Draußen auf dem Hebezeug baumelte jetzt der schlappe Körper des Pastors, der sich unglaublich verlängerte, wie der eines Gehängten.

„Fieren!“ befahl Rapp wieder. „Hol an!“

Aber Carlsson hatte schon losgelassen; wie ein Hausen lag der Pastor in den Messeln, ohne einen Laut von sich zu geben.

Im Nu war der Bootsmann zum Fenster hinausgeklüppert, und eilte die Leiter hinunter. Beide schleppten den Pastor nun nach der Waschbrücke.

Als sie ans Seeufer kamen, brach Carlsson los:

„Jetzt sollst Du baden, Du Salunkel!“

Es war leicht am Strand, aber sehr schlammig, weil man Jahre lang das Eingeweide der Fische dorthin geworfen hatte. Rapp packte die Strippe, die er um den Leib des Schlafenden befestigt, und warf ihn in die See.

Da erwachte der Pastor und stieß einen Schrei aus, wie ein Ferkel beim Schlachten.

„Golen!“ befahl Rapp, der merkte, daß die Leute oben aufhörten und schon herbeieilten.

Carlsson aber legte sich auf die Knie und wälzte den Pastor im Schlamm; dann rieb er mit den Händen dessen schwarzen Anzug so ein, daß jede Spur von dem Unglück, das im Brautbett geschehen, vertilgt war.

„Was ist da unten los? Was ist?“ riefen die Leute, die herbeieilten.

„Der Pastor ist in die See gefallen!“ antwortete Rapp und holte den schreienden Geistlichen.

Jetzt entstand eine Volksversammlung. Carlsson spielte den edelmütigen Retter und machte den mittelidigen Samariter, indem er frömmelte und wehklagte.

„Könnt Ihr Euch denken: ich komme ganz zufällig hierher, da höre ich etwas plätschern und quellen, daß ich glaube, es sei ein Seehund. Als ich näher komme, sehe ich, es ist unser lieber Herr Pastor. Herr Jesus, sage ich zum Bootsmann, ich glaube, das ist Pastor Nordström selber, der dort liegt und mit den Flügeln schlägt. Und dann sagte ich zu Rapp: Rapp, lauf nach einer Troffel. Und Rapp lief nach einer Troffel. Als wir aber die Strippe um den dicken Herrn schlangen, fing er an zu schreien, als wollte man ihn ausweiden. Und wie er aussieht!“

Der Pastor sah wirklich unbeschreiblich aus. Die Männer betrachteten ihren Hirten mit Verdruss, aber auch mit unaussrottbarer Ehrerbietung; sie wollten ihn so schnell wie möglich fortschaffen.

Aus zwei Paar Rudern wurde eine Wahre gemacht, auf die man den Pastor legte. Acht starke Schultern trugen ihn nach der Tenne hinauf, wo man ihn umkleiden wollte.

Der Spielmann, der ganz betrunken war, glaubte, es handle sich um irgendeine Pöffe; er stieß zu ihnen und zog mit, während er Bellmans Trinklied „Nacht Blaz da, macht Blaz da der Vahr des alten Schmidt!“ fiedelte.

Burschen kamen aus den Büschen hervor und gesellten sich dazu. Der Professor glaubte seine verlorene Jugend wiedergefunden zu haben, setzte sich an die Spitze und sang. Norman hatte seine Harmonika vorgeholt, da er seine musikalische Suade nicht unterdrücken konnte.

Als sie aber auf den Hof kamen, stürzten die Frauen herbei; sobald die den Pastor in seiner traurigen Verfassung sahen, wurden sie von Mitleid ergriffen und erbarmten sich über den Bewußtlosen. Frau Flod holte eine Bettdecke, die sie, trotz Carlssons Warnungen, über den Jammer warf. Dann setzte man warmes Wasser auf und borgte vom Professor Wäsche und Anzug.

Als man zur Tenne hinauf kam, wurde der Kranke, wie man ihn nannte — niemand hätte zugegeben, daß der Pastor betrunken sei — auf trockenes Stroh gelegt.

Rundquist kam mit dem Schnapper, um den Pastor zur Ader zu lassen, wurde aber fortgejagt. Da bat er, den Kranken wenigstens besprechen zu dürfen, denn er könne wasserfüchtige Schafe besprechen. Er durfte sich aber durchaus nicht mit dem Geistlichen befassen, und auch kein anderer von den Mannsleuten.

Carlsson aber schlich sich wieder in die Brautkammer hinauf, dieses Mal allein, um die Spuren seiner Demütigung zu verwischen. Als er die Verwüstung in dem beschmutzten Brautbett sah, überkam ihn einen Augenblick Schwäche; ermüdet, wie er von den Arbeiten der letzten Tage und den Anstrengungen dieser Nacht war. Er dachte daran, wie anders es mit Ida gewesen wäre, wenn ihr Verhältnis zustande gekommen. Er trat ans Fenster und blickte lange und schwermütig über die Bucht.

Die Wolken hatten sich zerstreut und die Nebel sammelten sich in weißem Flor über dem Wasser; die Sonne ging auf und strahlte in die Brautkammer hinein, beschien das bleiche Gesicht und die ausgewässerten Augen, die sich zusammenkniffen, als kämpften sie gegen hervorbrechende Tränen. Das Haar lag in feuchten Botten auf der Stirn, das weiße Halstuch war befleckt, der Kopf hing schlaff herunter. Die Sonnenwärme ließ ihn erschauern; mit der Hand über die Stirn fahrend, wandte er sich ins Zimmer hinein.

„Aber das ist doch ganz furchtbar!“ sagte er zu sich selber, riß sich aus seiner Schläftheit und fing an, die Beträge von den Betten zu ziehen.

Sechstes Kapitel.

(Veränderte Verhältnisse und veränderte Ansichten; die Landwirtschaft geht zurück und der Grubenbau blüht.)

Carlsson war nicht der Mann, unangenehme Empfindungen länger, als er wollte, auf sich einwirken zu lassen; sein Körper nahm die Schauer hin, schüttelte sich und ließ sie ablaufen. Seine Stellung als Hofbesitzer hatte er sich durch seine Tüchtigkeit und sein Wissen errungen; und daß Frau Flod ihn zum Manne nahm, war ebensoviel Gewinn für sie als für ihn, meinte er.

Als aber der Hochzeitsrausch verflogen war, begann Carlsson etwas weniger eifrig zu werden; er war ja nun sicher, sowohl durch die Heirat wie durch den Erben; denn in wenigen Monaten war das Kind zu erwarten. Der Gedanke, sich zu einem Herrn zu machen, hatte er aufgegeben; statt rüstete er sich, Großbauer zu werden. Bog ein prächtiges wollenes Wams an, tat ein festes Schurzfell um, trug Wasserstiefel; brachte viel Zeit vor seinem Sekretär zu; das war sein Lieblingsplatz geworden. Das die Zeitung, schrieb und rechnete weniger als früher; überwachte die Arbeit mit der Pfeife im Munde und zeigte weniger Interesse für die Landwirtschaft.

„Die Landwirtschaft geht zurück,“ sagte er. „Das habe ich in der Zeitung gelesen; es ist billiger, sein Korn zu kaufen.“

„Früher hat er anders gesprochen,“ meinte Gustav, der auf alles achtgab, was Carlsson sagte und tat, sich aber auf eine stumpfe Unterwerfung beschränkte, ohne jedoch den neuen Herrn anzuerkennen.

„Die Zeiten verändern sich und wir uns mit ihnen! Ich danke Gott für jeden Tag, an dem ich klüger werde!“ antwortete Carlsson.

Er besuchte Sonntags die Kirche; nahm an allgemeinen Fragen teil und wurde in den Gemeinderat gewählt. Dadurch kam er in nähere Berührung mit dem Pastor und erlebte den großen Tag, an dem er ihn duzen konnte. Das war einer der größten Träume seines Ehrgeizes; ein ganzes Jahr lang ward er nicht müde, zu erzählen, was er gesagt und was Pastor Nordström geantwortet hatte.

„Hör mal, lieber Nordström,“ sagte ich, „dieses Mal läßt Du mich aber gewähren!“ Und da sagte Nordström: „Carlsson, Du mußt nicht halsstarrig sein, wenn Du auch ein kluger Kerl und ein verständiger Mann bist.“

Die Folge war, daß Carlsson eine Menge Gemeindeangelegenheiten übernahm, unter denen die Feuerschan die liebteste war. Da reiste man auf Kosten des Kirchspiels umher und trank Kaffeehalbe bei Bekannten.

Auch die Wahl zum Reichstag, die allerdings im Innern des Landes stattfand, hatte ihre Verführungen und ihre kleinen Nachwehen, die bis in die Schären zu spüren waren.

Zur Wahlzeit und auch sonst wohl einige Male im Jahr kam der Baron mit seinen Jagdderren auf einem Dampfer heraus; dann wurden fünfzig Kronen für das Recht, einige Tage jagen zu können, bezahlt. Punsch und Kognak flossen Tag und Nacht und man schied von den Jägern mit der festen Ueberzeugung: das sind keine Leute.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

fettchen.*

Erzählung von Guy de Maupassant.

Deutsch von E. W.

Mehrere Tage lang waren süchtige Teile der zerlegten Armee durch die Stadt gezogen. Das war kein Heer mehr, das waren aufgelöste Horden. Mit langen und wirren Bärten, die Uniformen zerlumpt, schlenderten die Leute müde vorwärts, ohne Fahne, ohne Zusammenhalt. Alle schienen erschöpft, zerbrochen, unfähig, einen Gedanken oder einen Entschluß zu fassen: sie marschierten nur mechanisch und fielen vor Müdigkeit um, sobald sie stehen blieben. Es waren hauptsächlich Landwehrlente, friedliche Menschen, ruhige Rentiers, die unter dem Gewicht ihres Gewehrs zusammenbrachen; kleine Mobilgardisten, lebhaftes Wurschen, leicht zu erschrecken und zu begeistern, so schnell zum Angriff wie zur Flucht bereit; mitten unter ihnen einige rote Hosen, die Trümmer einer in einer großen Schlacht zermalmt Division; dunkle Mäntel von Artilleristen in einer Reihe mit den Infanteristen in verschiedenster Uniform, und bisweilen der aufleuchtende Helm eines Dragoners, der schwerfällig und mühsam dem leichteren Schritt der Linie nachkam.

Gausen von Freischärlern mit stolzen Namen — „Näher der Niedertage“, „Bürger des Grabes“, „Genossen des Todes“ — folgten; Wanditengefächter.

Ihre Führer waren ehemalige Tuch- und Getreidehändler, frühere Fett- und Seifenrämer, Gelegenheitskrieger, die ihre Taler oder die Länge ihrer Bärte zu Offizieren gemacht hatte. Beladen mit Waffen, Uniformstücken und Kressen, sprachen sie mit drohender Stimme, erörterten Feldzugspläne und behaupteten, das sterbende Frankreich allein auf ihren prahlenden Schultern zu tragen; aber sie fürchteten sich manchmal vor ihren eigenen Soldaten — wahren Galgengefindel, oft tapfer bis zum Aeußersten, wästen, räuberischen Gesellen.

Das Gerücht ging, die Preußen ständen vor Rouen.

Die Nationalgarde, die seit zwei Monaten in den nahen Wäldern sehr vorsichtig relognoszierte, gelegentlich auch die eigenen Posten abschloß und sich zum Kampf rüstete, wenn sich ein Häuschen unter dem Gestrüpp bewegte, war zum heimischen Herd zurückgekehrt. Ihre Waffen und Uniformen, ihr ganzer mörderischer Apparat, mit dem sie bislang die Pressleine der Landstraßen drei Meilen in der Runde in Schrecken gejagt hatten, war plötzlich verschwunden.

Die letzten französischen Soldaten hatten endlich die Seine überschritten, um über Saint-Seve und Bourg-Arhard Pont-Audemer zu erreichen. Ganz zuletzt kam der General, verzweifelt, wehrlos mit diesen abgerissenen Fesseln. Er war vernichtet in diesem großen Zusammenbruch eines Volkes, das zu siegen gewöhnt, verheerend geschlagen war, trotz seines sprichwörtlichen Heldehumors; er ging zu Fuß, zwischen zwei Ordnonanzoffizieren.

*) Anmerkung des Uebersetzers: Das französische Original Boule de Suif (wörtlich: Talgkugel) ist 1880 in den „Abenden von Médon“ gleichzeitig mit Novellen von Zola, Guy de Maupassant, Gémard und Paul Alexis erschienen. „Fettchen“ ist nicht erfunden; die Heldin hieß mit ihrem Namen Adrienne Legat. Diese mit der ganzen Darstellungskraft und Stilkunst Maupassants gestaltete wahre Begebenheit ist vielleicht die stärkste Satire auf die bürgerliche Moral in der neueren Literatur.

Ein tiefes Schweigen, entsetzte und lautlose Erwartung hatte sich auf die Stadt gesetzt. Viele dickwanstige Bourgeois, die ihr Handel entmannt hatte, warteten bebend auf die Sieger und zitterten, daß man ihre Rossspieße oder ihre Küchenmesser als Waffen ansehen könnte.

Das Leben war wie erstarrt; die Geschäfte waren geschlossen, die Straßen stumm. Bisweilen schlich sich ein Eintwohner, verängstigt durch das Schweigen, hastig an den Mauern entlang.

Die Furcht des Harrens sehnt sich schließlich nach der Ankunft des Feindes.

Am Tage nach dem Abmarsch der französischen Truppen, gegen Abend, tauchten plötzlich einige Ulanen auf, die rasch durch die Stadt ritten. Und etwas später wälzte sich eine dunkle Masse die St. Katharinenhöhe hinab, während zwei andere Haufen auf den Straßen von Darnetal und Boisguillaume mächtig heransluteten. Die Vorhut der drei Korps traf genau zur gleichen Zeit auf dem Rathausplatz zusammen, und auf allen umliegenden Straßen rückte die deutsche Armee heran und entfaltete ihre Bataillone, unter deren hartem und gleichmäßigem Schritt das Pflaster dröhnte.

Kommandorufe, in fremdartigen Rehlauten hervorgestochen, stiegen an den Häusern empor, die tot und verlassen schienen, während man hinter den geschlossenen Läden spähend nach diesen siegreichen Männern blickte, den Herren über die Stadt, Eigentum und Leben — aus „Kriegsrecht“. In ihren verdunkeltesten Räumen waren die Bewohner von dem Entsetzen ergriffen, das die Elementarereignisse erzeugen, die großen mörderischen Erdbeben, gegen die alle Weisheit und alle Kraft unzulänglich ist. Denn dasselbe Gefühl regt sich jedesmal wieder, wenn die feste Ordnung der Dinge umgestürzt ist; wenn es keine Sicherheit mehr gibt; wenn alles, was die Geseze der Menschen oder der Natur schützt, sich einer dumpfen und grausamen Gewalt ausgeliefert sieht. Das Erdbeben, das unter den stürzenden Häusern ein ganzes Volk begräbt, der angeschwollene Fluß, der mit den Kadavern der Kinder und den von den Dächern losgerissenen Balken die ertrunkenen Bauern fortträgt, oder die glorreiche Armee, die niedermetzelt, was sich verteidigt, die anderen zu Gefangenen macht, im Namen des Säbels plündert und einem Gott beim Schalle der Kanonen dankt — das sind fürchtbare Weiseln, die jeden Glauben an die ewige Gerechtigkeit zerstören, jedes Vertrauen, das man uns lehrt, in den Schutz des Himmels und in die Vernunft des Menschen zu setzen.

In jeder Tür aber klopfen kleine Abteilungen und verschwinden in den Häusern. Das war die Besetzung nach der Eroberung. Für die Besetzten begann die Pflicht, gegen die Sieger lebenswüirdig zu sein.

Nach einiger Zeit, als der erste Schreck vorbei war, trat wieder ein Zustand der Ruhe ein. Vielsach als der preußische Offizier an der Familientafel. Er war nicht selten wohl erzogen und bellagte aus Höflichkeit Frankreich und versicherte, daß er nur mit Widerwillen an diesem Kriege teilgenommen habe. Man war ihm dankbar für diese Empfindung; überdies konnte man gelegentlich seine Gunst brauchen. Wenn man behutsam mit ihm umging, würde man vielleicht ein paar Leute weniger zu füttern haben. Und warum jemanden verletzen, von dem man völlig abhing? So zu handeln, das wäre nicht Kühnheit, sondern Tollkühnheit. Und Tollkühnheit ist nicht mehr das Laster der Bürger von Rouen, wie einst in jenen Zeiten, als sich ihre Stadt durch heldenhafte Verteidigung Ruhm erwarb. Schließlich sagte man sich — und diesen letzten Grund gewährte die französische Bildung —, daß es wohl erlaubt wäre, zu Hause höflich zu sein, wenn man nur öffentlich keine Vertraulichkeit mit dem fremden Kriegsmann zeigte. Draußen kannte man sich nicht mehr, aber daheim plauderte man gern, und der Deutsche wärmte sich allabendlich länger am gemeinsamen Herd.

Die Stadt nahm allmählich ihr früheres Aussehen an. Die Franzosen gingen noch nicht aus, aber die preußischen Soldaten wimmelten in den Straßen. Schließlich schienen die blauen Husarenoffiziere, die hochmütig ihre großen Mordwerkzeuge über das Pflaster schleiften, nicht sonderlich mehr Mißachtung für die einfachen Bürgerleute zu haben wie die Jägeroffiziere, die das Jahr zuvor in denselben Cafés saßen.

Es lag aber doch etwas in der Luft, etwas Unsaßliches und Unbekanntes, eine Atmosphäre unerträglicher Fremdheit, als hätte sich ein Geruch verbreitet, der Geruch der Fremdherrschaft. Er erfüllte die Wohnungen und die Plätze, veränderte den Geschmack der Speisen, gab das Gefühl, daß man auf Reisen sei, ganz fern, unter barbarischen und gefährlichen Stämmen.

Die Sieger forderten Geld, viel Geld. Die Einwohner zahlten in einem fort; sie waren ja auch reich. Aber je wohlhabender ein normännischer Kaufmann wird, um so mehr leidet er unter jedem Opfer, unter jedem Verzicht auf ein Teilchen seines Vermögens, das er in die Hände eines anderen übergehen sieht.

Indes, zwei oder drei Meilen unterhalb der Stadt, stromabwärts, in der Gegend von Croisset, Dieppedalle oder Biessart, zogen die Schiffer und Fischer häufig aus dem Grund des Wassers die Leiche irgendeines Deutschen, aufgedunsen in seiner Uniform, den ein Hieb mit dem Messer oder dem Holzschuh getötet, dem ein Steinwurf den Kopf zerschmettert oder den man mit einem Stoß von der Brücke herab ins Wasser geworfen hatte. Der Schlämm des Stromes begrub diese dunklen, wilden und berechtigten Missethäter, namenlose Heldentaten, stumme Angriffe — gefährlicher als die Schlachten im Licht der Sonne, ohne den Widerhall des Ruhmes.

Dem der Haß gegen den Fremden bewaffnet stets einige Furchtlose, die für eine Idee zu sterben bereit sind.

Schließlich, da die Eroberer zwar die Stadt ihrer unbefangenen Disziplin unterworfen, aber doch keine jener Scheußlichkeiten ausgeübt hatten, die ihr Ruf sie auf jedem Schritt ihres Triumphzuges hatte begehen lassen, sagte man Mut, und der Geschäftstrieb beherrschte wieder den Sinn der Gewerbetreibenden der Gegend. Einige waren stark in Havre interessiert, das die französische Armee besetzt hielt, und sie wollten diesen Hafen zu erreichen versuchen, indem sie zu Lande nach Dieppe gingen und sich dort einschifften.

Man wandte sich an die deutschen Offiziere, mit denen man bekannt geworden war, und erlangte vom General die Erlaubnis zur Abreise.

Eine große vierspännige Postkutsche war also für diese Reise bestellt worden, und da zehn Personen sich bei dem Fuhrmann eingezeichnet hatten, entschloß man sich an einem Dienstag früh abzureisen, vor Sonnenaufgang, um alles Aussehen zu vermeiden.

Schon seit einiger Zeit war der Boden hart gefroren, und am Montag gegen drei Uhr zogen große schwarze Wolken vom Norden auf und brachten Schnee, der den ganzen Abend und die ganze Nacht ohne Unterlaß fiel.

Um halb fünf Uhr morgens trafen sich die Reisenden im Hofe des „Hotel de Normandie“, wo die Abfahrt erfolgen sollte.

Sie waren noch schlaftrunken und zitterten vor Kälte unter ihren Deden. Sie konnten sich in der Dunkelheit kaum sehen; und die Ueberladung mit den schweren Winterkleidern ließ all diese Gestalten fetten Pfaffen in langen Soutanen gleichen. Aber zwei Männer erkannten sich, ein dritter sprach sie an, und sie unterhielten sich: „Ich nehme meine Frau mit“, sagte der eine. — „Ich mach's auch so.“ — „Und ich auch.“ — Der erste fügte hinzu: „Wir kommen nicht nach Rouen zurück, und wenn die Preußen sich Havre nähern, fahren wir nach England.“ — Alle hatten dieselben Absichten; sie waren aus gleichem Stoff.

Der Wagen wurde noch nicht angespannt. Eine kleine Laterne, die ein Stallburche trug, wanderte von Zeit zu Zeit aus einer dunklen Thür, um sofort in einer anderen zu verschwinden. Pferdehufe scharrten die Erde — der Stallmist dämpfte den Schall. Und eine zu den Tieren sprechende stuchende Männerstimme drang hinten aus dem Gebäude. Ein leichtes Schellengeräusch verriet, daß man das Geschirr anlegte; das Rascheln wurde bald ein helles und anhaltendes Klingeln, im Rhythmus der Bewegung des Tieres; zuweilen verstummte es, dann erscholl es wieder in einem jähen Stoß, den das dumpfe Geräusch des schlagenden Hufes begleitete.

Das Tor schloß sich plötzlich. Alles Geräusch hörte auf. Die durchgefrorenen Gäste waren still geworden; sie blieben unbeweglich und starr.

Ein weiter Schleier von weißen Kloden senkte sich schimmernd und ohne Ende zu Boden; er verlöschte die Formen, bestäubte die Dinge mit einem Eissaum; und man hörte nichts mehr in dem großen Schweigen der stillen, winterlich vergrabenen Stadt, als dieses ungewisse, unmerkliche, gleitende Rieseln des fallenden Schnees — mehr Eindruck als Geräusch, ein Wirbel leichter Atome, die den Raum zu erfüllen, die Welt zu bedecken schienen.

Der Mann kam wieder, mit seiner Laterne, und zog an einem Strid ein betäubtes Pferd heraus, das nicht gern folgte. Er stellte es an die Deichsel, zog die Stränge an und hantierte lange, um das Geschirr zu befestigen; denn er hatte nur eine Hand frei, die andere trug das Licht. Als er das zweite Tier holen wollte, bemerkte er, wie alle die Reisenden reglos standen, schon weiß von Schnee, und sagte zu ihnen:

„Warum steigen Sie nicht in den Wagen, Sie werden wenigstens unter Dach sein.“

Daran hatten sie wohl nicht gedacht, und sie eilten. Die drei Männer brachten ihre Frauen im Hintergrunde des Wagens unter und stiegen ein; die anderen unbestimmten und verhallten Gestalten nahmen dann die letzten Plätze ein, ohne ein Wort zu wechseln.

Der Boden war mit Stroh bedeckt, in das sich die Füße vertiefen. Hinten zündeten die Damen ihre kleinen Kupfernen, mit einer künstlichen Kohle versehenen Fußwärmer an, und eine Weile zählten sie halblaut die Vorzüge dieser Apparate auf, indem sie sich Dinge wiederholten, die sie schon lange wußten.

Endlich war die Kutsche angeschirrt, mit sechs Pferden statt vier, wegen der schwierigeren Fahrt. Eine Stimme von drinnen fragte: „Ist alles eingestiegen?“ — Eine Stimme von drinnen antwortete: „Ja.“ — Man fuhr ab.

Der Wagen bewegte sich langsam, langsam, schrittweise vorwärts. Die Räder gruben sich in den Schnee ein; der ganze Kasten klagte mit stumpfem Krachen; die Tiere glitschten, schnoben, dampften; und die riesige Peitsche des Kutischen knallte unaufhörlich, schnellte nach allen Seiten, rollte sich zusammen und auseinander wie eine dünne Schlange, und traf auf einmal einen schlaff gewordenen Rücken, der sich dann mit jäher Anspannung straffte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kabylen.

Spanien zittert in seinen Grundfesten, weil die Kabylen Melilla bestürmen, einen kleinen, von altersher zur Deportation benutzten Küstenort am grauenvoll unwirtlichen Gestade Nordafrikas. Die Spanier wissen nur zu gut, was ein regulärer Krieg gegen die seit Jahrtausenden unbefiegten Kabylen für sie bedeuten würde: wahn-

wichtige Opfer an Blut und im Grunde nur eine verschleierte Methode der Selbstvernichtung gegenüber einem Feinde, dessen fanatische Vendetta ihresgleichen nicht hat, und bei dem letzten Endes nichts zu holen ist, am allerwenigsten so etwas wie Kriegskosten.

Wer sind die Kabylen? Die Telegramme reden vielfach von „Mauren“ und das Wort „Marokkoabenteurer“ taucht auf. Das ist Verwirrung. Die Kabylen sind eine Rasse für sich, und der marokkanische Sultan ist zufrieden, wenn er nominell als ihr Oberherr gilt und nicht noch obendrein Schmerzengeld zahlen muß für eine Rauferei, die sie anstiften. Die Stammesgeschichte der Kabylen geht weit zurück. Der römische Geschichtsschreiber Sallust erzählt nach den uns leider verloren gegangenen Schriften des Königs Hiempsal II. von Numidien, die Urbewohner der Küste Nordafrikas habe aus Lybiern bestanden. Diese hätten sich dann mit eingewanderten Medern, Persern und Arabern vermischt und so die Numider gebildet. Von diesem Volk nun stammen die heutigen Berbern ab, die schon im Altertum Barbari genannt wurden, sich selbst aber als Kabylen bezeichnen nach dem einheimischen Wort „Kabala“, was eine Vereinigung mehrerer Reisighütten an einem Punkt bedeutet. So viel scheint sicher, daß schon vor der geschichtlich bekannten Einwanderung der Phönizier eine andere Einwanderung aus Bestafien stattgefunden hat, und daß also die damaligen Kleinwohner bereits keine reine Rasse mehr darstellten. Nach den Phöniziern kamen Einwanderungen von Griechen, Römern, Juden, Vandalen, Byzantinern, Arabern, Türken, Spaniern, Franzosen. Alle diese haben gewiß Spuren in der Rasse hinterlassen; dennoch ist die anthropologische Feststellung dadurch erleichtert, daß sich einzelne Kabylenstämme, die zu stolz und freibeitlich gesinnt waren, in das Atlasgebirge zurückzogen und dort unermischt nicht nur ihre Rasse, sondern auch ihre Sprache, genannt „Tamazirt“, erhielten. Das einzig Fremde, das sie aufnahmen, ist der Islam, während sie ihre alten Stammes sitten treu und gewissenhaft weiterpflanzten. Das Tamazirt ist der Sprache der Kopten und Somali verwandt, also hamitisch, und steht im schroffsten Gegensatz zu den indogermanischen Sprachen.

Nicht so ihr Körperliches. Vielmehr zählt man sie da mit Unrecht zu den Hamiten; ihre Farbe ist an den bloßen Körperstellen, die der Sonne ausgefetzt sind, tiefbraun, aber an allen bedeckten Körperstellen ist ihre Haut weiß wie bei Europäern. Die Augen sind meist braun und die Haare schwarz. Daneben kommen — und das ist eine höchst auffällige Erscheinung — Blonde Leute mit blauen Augen vor, nach verschiedenen Gewährsmännern etwa 10 Proz. der Bevölkerung. Unter den Rif-Kabylen werden die Blondes sogar auf ein Drittel bis zwei Fünftel geschätzt. Der verstorbene Anthropologe Lissauer, der noch vor zwei Jahren die Gegenden besuchte, sagt seine Untersuchungen folgendermaßen zusammen: Alle reinen Kabylen gehören zur weißen Mittelmeerrasse und sind mehr oder weniger stark untermischt mit Blondes, blauäugigen Individuen von nordeuropäischem Charakter. Alle sprechen einen zum „Tamazirt“ gehörigen Dialekt einer hamitischen Sprache.

Wir stehen hier vor Problemen, die völkerrundlich von größter Bedeutung sind. Woher stammen die Blondes Kabylen? Broca meinte, sie seien Nachkommen der Tamahu oder Nordländer, die der berühmten Inschrift von Karnak zufolge um 1400 vor Christus nach Nordafrika und Aegypten eingedrungen seien. Chate hielt sie für Abkömmlinge der Vandalen, die 429 nach Christus unter Führung von Genserich von Gibraltar aus übersehten; indessen geht schon aus Procops Bericht über den Vandalenkrieg hervor, daß Anno 544 von dem so wunderbar schönen Menschenschlage nur noch 420 Mann übrig waren. Außerdem berichten bereits vorchristliche Schriftsteller von „schönen und blonden“ Leuten unter den Berbern. Also mit den Vandalen-Enteln ist es nichts, und was die oben erwähnten Tamahu betrifft, so wissen wir ja gar nicht, wie die aussehau. Wir bedürfen auch andererseits dieser verlodenden historischen Fakta nicht, um einen bindenden Schluß zu machen. Soweit unsere Kenntnis überhaupt reicht, wissen wir, daß eine große und zusammenhängende blonde Bevölkerung nur in Nordeuropa bodenständig oder urreingeboren ist, nirgend anders sonst auf der Erde. Einfach aus diesem Grunde sind wir zu der Annahme gezwungen, daß sie anderswo versprengt und insel förmig auftauchenden Blondes ebenfalls aus Nordeuropa herkommen.“ Wer das nicht zugibt, müßte dann beispielsweise auch annehmen, die Reger seien aus Haiti oder in den Vereinigten Staaten eingeboren. Zur nordeuropäischen Herkunft der Kabylen stimmt auch ihr gedrängtes Vorkommen besonders auf den Höhenzügen Nordafrikas, da sie sich hier immer am wohlsten gefühlt haben müssen.

Daß die Kabylen eine hamitische Sprache sprechen, ist keinerlei Gegenbeweis gegen ihre Körperlichkeit, die oft direkt den Eindruck von Schotten oder norddeutschen Landleuten macht. Man weiß, daß Sprachen oft schnell gewechselt werden und daß oft die Sprache der

(Nachdruck verboten.)

*) Die Frage scheint uns keineswegs derart geklärt, daß diese Hypothese apodiktisch aufgestellt werden könnte. Wichtig ist aber, daß neuere anthropologische und ethnologische Forscher, statt wie früher die Europäer aus Indien oder jedenfalls Asien herkommen zu lassen, immer mehr einen europäischen Ursprung für sie annehmen. Daß aber selbst die blonde Varietät der Germanen in Nordeuropa von jeher heimisch ist, kann bisher nicht bewiesen werden.

Die Red. des Unt.-Blatt.

Unterjochten von den Siegern akzeptiert wird, z. B. die twelischen Dialekte von den Normannen. Ueberhaupt ist die Sprachvergleichung im alten Sinne bankerott und für die völkerverständlichen Probleme keinen Schuß Pulver wert. Man bedenke etwa, daß die Juden zur Zeit Christi in der Hauptsache griechisch sprachen, während jetzt Deutsch (Mauschelddeutsch), Altspanisch und Arabisch ihre Muttersprachen sind. Also wir können auch hieraus höchstens den Schluß ziehen, daß die Kabylen in Nordafrika eine hamitische Bevölkerung vorfanden, diese zwar verdrängten, aber ihre Sprache annahmen, ohne sich mit ihr zu vermischen. Auf jeden Fall öffnet sich hier eine bemerkenswerte Perspektive: lange vor dem Beginn aller Geschichte ziehen stammesverwandte Menschen aus unseren Gegenden nach Nordafrika! Da müssen doch Weg und Steg, Verkehr und weite Beziehungen gewesen sein. Wie läppisch sind daneben die Fabeleien von den „alten Germanen“, die die Schulmeister uns noch immer aus den Schriften des Sittlichkeitsvereiners Tacitus vorlegen.

Die Kabylen wohnen in Dörfern aus regellos errichteten, niedrigen Hütten, deren Wände aus geflochtenem Astwerk und Lehm hergestellt werden. Das schiefe Dach hat keinen Rauchabzug, die hölzerne Tür ist zugleich Fenster und Schornstein. Im Innern, auf dem natürlichen Lehmbooden, ist die Feuerstelle in einer kleinen Vertiefung mit drei Steinen am Rande, auf die man die Kochtöpfe aufsetzt. In der Mitte des Dorfes ist der Gemeinplatz „Dachmarkt“, auf dem die alten Männer gern herumhocken und Geschichten erzählen. Die Kleidung ist bei arm und reich dieselbe: ein Hemd auf bloßem Leib, darüber ein zweites hemdartiges Kleidungsstück, das bis an die Knie reicht, und bei Männern ein weißwollener Mantel (Burnus), der beim Gehen so drapiert wird, daß der linke Arm wie in einer Binde ruht, der rechte aber vom Ellbogen an frei bleibt. Hosen und Strümpfe sind weder Männern noch Frauen bekannt; Schuhe werden öfter getragen.

Die Hauptbeschäftigung der Kabylen ist der Ackerbau (Spatenkultur); doch haben sie auch Maultiere und kleine Herden von Schafen und Kindern. Männer und Frauen sind stets fleißig bei der Bestellung, die ihnen Gerste, Weizen, Feigen, Wein und Oliven liefert. Wein und Del werden in großen Mengen exportiert, Kochen, Weberei, Töpferei liegen den Frauen ob. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Brot, Butter, Orangen, Feigen, Datteln, selten aus Fleisch.

Ihre Verfassung ist ganz demokratisch. Gesetzgebend ist die Versammlung der Dorfgemeinde, in der jeder erscheinen darf, der eine Flinte besitzt. Nur die Blutrache steht unerbittlich über allem Gesetz.

Dr. A. R.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Wider die Schundliteratur. H. A. Köster schreibt in der Dürener-Bundes-Korrespondenz: Wieviel ist in den letzten Jahren zur Bekämpfung der Schundliteratur geredet und geschrieben worden! Immer wieder wurde auf die Gefahr hingewiesen, die all die vielen Serien von Buffalo Bill und Dick Carter und Nat Pinkerton und den geheimen Geschichten für unsere heranwachsende Jugend bedeuten. Und in der Tat, die Gefahr ist groß — aber ob das Reden und Schreiben allein zum Ziele führt? Ich glaube nein. Wenigstens kann man nicht sagen, daß die Hefte verschwunden sind. Und solange diese Hefte den Jungen und jungen Leuten auf Schritt und Tritt entgegen treten, werden sie die Geschichten auch lesen. Denn es gibt nur ein Mittel, die schlechten Erzählungen zu bekämpfen: es müssen ebenso wirksame, ebenso billige und ebenso leicht erreichbare, aber wertvolle Geschichten geschaffen werden, mit einem Umschlag, der ein Bild zeigt wie die Schundhefte. Dieser Gedanke ist nicht neu, aber er ist noch nicht einwandfrei verwirklicht worden. Jetzt haben die Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse die schwierige aber lohnende Aufgabe gesetzt, eine Zehnpennbibliothek für jung und alt zu schaffen unter dem Titel „Deutsche Jugendbücherei“. Die Sammlung soll die besten und wirkungsvollsten modernen und alten Schriften enthalten, die für alt und jung gleich interessant sind. Vor kurzem sind die ersten sechs Hefte erschienen; sie bringen folgende Erzählungen: Heft 1 Detlev v. Rillencron: Drei Kriegsnobellen; Heft 2 Sealtsfield: Der Kampf ums Blockhaus; Heft 3 Gerstäder: Der Schiffszimmermann; Heft 4 Tolstoi: Sefangen im Kaukasus; Heft 5 und 6 v. Perfall: Jax, eine Goldgräbergeschichte.

Alle diese Erzählungen sind nicht für die Jugend geschrieben, aber sie sind vorzüglich für jugendliche Leser geeignet. Sie zeigen eine lebhaft, rasch fortschreitende passende Handlung und die Charaktere sind so einfach, daß auch die Jugend ihre Handlungsweise versteht. Die folgenden Hefte sind nach denselben Gesichtspunkten ausgewählt. Die Deutsche Jugendbücherei wird noch Erzählungen bringen von Raabe, Zahn, Schmittgenner, Knieft, W. Fischer, Thompson, Hauff, Kleist, Heibel, Böhle und natürlich von Cooper, Defoe, Swift und Beecher-Stowe; denn die alten Lieblinge der Jugend, Lebertrumpf, Robison, Gulliver und Onkel Tom, dürfen nicht fehlen. Auch das alte deutsche Volksgut, die Sagen und die Volksbücher werden vertreten sein. Diese Aufzählung zeigt, daß die Deutsche Jugendbücherei nur wertvolle

Erzählungen bringen wird. Für den, der die Arbeit der deutschen Jugendschriftenausschüsse kennt, ist das von vornherein selbstverständlich. Die Ausschüsse sind geschäftlich an dem Unternehmen nicht beteiligt: sie besorgen nur die Auswahl. Das Geschäftliche liegt in den Händen des Verlegers Herrn. Hillger, Berlin W. 9. Von dort sind auch die Bücher zu beziehen, falls die Buch- und Papierhändler sie nicht führen.

Astronomisches.

Der Meteorschauer des August. Die nächsten Wochen führen unseren Planeten auf seinem Kreislauf um die Sonne wieder durch den Perseidenschwarm, der die Augustnächte mit seinem herrlichen Lichtspiel erfüllen wird. Die Meteoriten, die in dieser Zeit die Erdatmosphäre durchschneiden, fliegen mit einer Geschwindigkeit von ungefähr 43 Kilometer in der Sekunde in einer Höhe von 80 bis 50 Kilometer dahin. Am prächtigsten wird sich die Erscheinung gegen den Morgen des 12. und 13. August zeigen. Die leuchtenden Streifen bewegen sich nicht so eilig wie die Feuerschlangen des Leoniden-Schwarms im November. Gleichwohl sind sie für das freie Auge immer noch raketenartig und lassen einen strahlenden Streifen auf ihren Pfaden zurück. Diese letzte Erscheinung macht es möglich, die Flugbahn unter den Sternen am Himmel genau zu bestimmen, so daß die Perseidenmeteore die am besten beobachteten von allen Meteoritenschwärmen sind. Noch ist das gesammelte Material wenig vollständig, und erst die Beobachtung langer Jahre wird es möglich machen, die Natur der Perseiden genauer zu studieren. Anscheinend nimmt der Schwarm einen vollkommenen elliptischen Raum ein, der recht dicht mit Trümmern und Splintern erfüllt ist. Im großen und ganzen ist alljährlich die Dichtigkeit des Schwarms, soweit er in unsere Atmosphäre gelangt, die gleiche. Daß das Bild sich verschieden zeigt, rührt von Beleuchtungsverhältnissen, namentlich von der jeweiligen Stellung des Mondes her. In manchen Jahren fällt sogar das Maximum des Schauers in den Tag, so daß er überhaupt in seinem Höhepunkt nicht gesehen werden kann. Jedemfalls bildet der Perseidenschwarm immer ein herrliches Schauspiel, das sowohl dem Laien wie dem Astronomen eine Freude ist. Professor S. D. Newton schätzt die Gesamtzahl der Meteore, aus denen sich der Perseidenschwarm zusammensetzt, auf 300 Billionen. Bisher zeigt sich keinerlei Zeichen von Erschöpfung dieser Menge, obgleich nach einer Berechnung des genannten Gelehrten nicht weniger als 150 Millionen dieser Bruchstücke alljährlich während der sechs Wochen, auf die sich der Durchgang der Erde durch den Schwarm erstreckt, verbraucht werden. Viele von den leuchtenden Punkten, die solche Schwärme an unserem Himmel aufblitzen lassen, sind nur bei sehr geduldiger und anhaltender Himmelsbeobachtung zu sehen. In der Perseidenzeit sind über hundert sichtbare Meteoritenschauer zu verzeichnen. Die astronomischen Beobachtungen sind ziemlich schwierig, da die sich kreuzenden feurigen Linien oft zu Fehlschlüssen Veranlassung geben.

Physikalisches.

Faradays Naturgeschichte einer Kerze. Große Männer der Wissenschaft sind selten. Große Männer der Wissenschaft, die popularisieren, sind noch seltener. Am seltensten jedoch sind große Männer der Wissenschaft, die zu popularisieren verstehen. Das ist sehr leicht erklärlich; sie stellen eben auch an den Laien zu hohe Anforderungen, da sie sich nicht genug von ihrem Standpunkte hinwegsetzen und in die Rolle des Laien begeben können. Unter solchen Umständen kommen dann manchmal „Popularisierungen“ zustande, in denen der ahnungslose Hörer oder Leser mit Integralen traktiert wird. Eine rühmliche Ausnahme von diesen „Popularisatoren“ war der berühmte englische Physiker und Chemiker Michael Faraday. Vielleicht kam das daher, daß sich in ihm sein Entwicklungsgang vom armen Buchbinderlehrling hinaus zum glänzendsten Experimentator nie ganz verlegnete und daß ihm gegenwärtig blieb, wie man dem Laien wissenschaftliche Naturbetrachtung vermitteln könnte. Kurz und gut: Seine populären Vorlesungen waren gesucht und besucht. Er hat sie fast während seines ganzen wissenschaftlichen Lebens abgehalten, und erst die rapide Abnahme seiner Körperkräfte veranlaßten ihn, sie einzustellen, nachdem er vorher schon viele andere wissenschaftliche Obliegenheiten aufgegeben hatte. So hing er an der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Faraday hat unter anderen Vorlesungen sechs Vorträge über „Die Naturgeschichte der Kerze“ gehalten, die von einem seiner Hörer nachgeschrieben worden sind. Sie waren ein Muster gemeinverständlicher Vortragsweise. Es ist daher erfreulich, daß sie durch den Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig auch dem deutschen Publikum in einer handlichen Ausgabe zugänglich gemacht worden sind. (Preis gebunden 2,40 M.) Faraday wählte als Vorwurf seiner Unterhaltung die Kerze und bespricht an ihr die Erscheinungen der Verbrennung. Er kommt dabei auf eine große Reihe von Naturgesetzen zu sprechen, die er in diesem Zusammenhang erörtert. Der Uebersetzer hat den ursprünglichen familiären Ton der Unterhaltung sehr gut zu wahren verstanden; die neueren Fortschritte der Wissenschaft hat er in Fußnoten berücksichtigt und dem Ganzen eine Lebensbeschreibung des hervorragenden und sympathischen englischen Gelehrten gegeben. fl.